

Ein Jahr und zehn Tage zwischen Angst und Hoffnung

(Flucht und Neubeginn aus der Sicht eines Fünfzehnjährigen)

Name: Babin, Werner

geb. am: 27.06.1930

wohnhaft in: Burgscheidungen, Siedlungsring 99

Ich war 14 Jahre alt und erlernte in Breslau den Beruf eines Modelltischlers. Da ich nicht jeden Tag nach Hause fahren konnte, nutzte ich die Möglichkeit, bei Verwandten Unterkunft zu finden. Diese hatten in Breslau eine Bäckerei. Der Kalender zeigte den 20. Januar 1945 an. Es war ein Samstag, knackig kalt, so dass der Schnee unter den Füßen knirschte.

Ich wurde wie üblich geweckt, in der Küche standen das Frühstück und die Arbeitsschnitten schon bereit. Nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von Tante und Onkel, die bereits bei der Arbeit in der Backstube waren und ging meiner Wege. Mit der Straßenbahn fuhr ich ins Industriegebiet, denn dort befand sich meine Lehr- und Arbeitsstelle, die FAMO-Werke (Fahrzeug- und Motorenwerke). Hier befand sich auch meine Tischlerwerkstatt. Dort spürte ich, dass heute etwas nicht in Ordnung war. Es lag eine Spannung in der Luft, die wir uns nicht erklären konnten. Die Gesellen standen in kleinen Gruppen an den Hobelbänken und tuschelten. Auch unser Lehrgeselle, ein älterer ehrwürdiger Herr, stand mit bei den übrigen Gesellen. Meister Wetzlar, die Respektperson im weißen Kittel, ging üblicherweise bei seinem täglichen Umgang von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz, um mit den Gesellen technische Details der Arbeit zu besprechen. Es hätte sich keiner erlaubt, nicht am eigenen Arbeitsplatz zu sein. Aber heute war es gänzlich anders. Das Verhalten der Erwachsenen war für uns Lehrlinge sehr verwunderlich. Aus heutiger Sicht wird begreiflich, dass keiner gewagt hat, über Dinge zu sprechen, welche die prekäre Kriegssituation betrafen. Für uns Lehrlinge, die wir ja noch Kinder waren, waren dieses Verhalten und unsere Unwissenheit sehr beängstigend.

13 Uhr war Feierabend, und ich hatte wie jeden Samstag nur ein Ziel, so schnell wie möglich zum Hauptbahnhof zu kommen und nach Hause, nach Steindorf, zu fahren. Der Plan für ein schönes Wochenende reifte schon in meinem Kopf. Am Bahnhof kam ich in eine ungewöhnliche Situation. Die Bahnhofshalle war prasselvoll von Menschen, die auf ihrem Hab und Gut saßen, lagen, hockten. Ein fast unübersehbares Chaos. Ich bahnte mir den Weg zu den Bahnsteigen. Als ich endlich dort angekommen war, kam eine Durchsage, dass der Zug in Richtung meiner Heimat eine unbestimmte Verspätung hat. Also wieder zurück durch die Menschenmassen zum Bahnhofsvorplatz. Hier begegnete ich wie durch ein Wunder meinem Onkel Karl aus Steindorf. Ich sagte ihm, dass der Zug eine unbestimmte Zeit Verspätung hätte, daraufhin wollte er noch ein paar Wege erledigen. Ich sollte aber unbedingt auf ihn warten. Zwischen Kälte und

Warten kam mir ein älterer Junge aus Steindorf gerade recht.. Ein Zug wurde gemeldet, der bis Marktstädt fuhr, die sogenannte „Eule“. Langsam aber sicher wurde es schon Abend und Horst drängte mich, doch mit ihm loszufahren. Also wartete ich nicht auf meinen Onkel, sondern fuhr mit Horst bis Marktstädt. Damit begann die erste Odyssee. Da kein Zug angekündigt war, marschierten wir auf den Bahngleisen bis Minken. Es war dunkel und sehr kalt. Das waren ca. 5 km. Auf halbem Wege kam nun doch ein Personenzug. In diesem saß, wie ich später erfuhr, Onkel Karl. In Minken angekommen, waren es noch 3 km bis nach Steindorf. Noch immer war ich mir der Lage nicht bewusst, in der ich mich, nach all den Erlebnissen des Tages, befand. Am Ortseingang wurden wir plötzlich mit den Worten „Halt, wer da?!“ angesprochen. Der Schreck fuhr uns in die Glieder. Als wir unsere Namen genannt hatten, erfuhren wir vom Steindorfer Volkssturm, dass das Dorf geräumt wird und unsere Eltern nicht mehr da waren. Fassungslos lief ich mit Horst in unser Elternhaus. Hof und Haustür waren unverschlossen. Ich machte Licht und lief in die Küche. Alles war ordentlich wie immer, aber alles war leer, die Eltern nicht da. Enttäuscht verließen wir unser Haus und machten uns beide auf zu Horst`s Wohnung, einem Bauerngut. Unterwegs kamen wir am Haus von Onkel Karl vorbei und siehe da, es brannte Licht. Flugs traten wir ein. Onkel Karl hatte Feuer gemacht und richtete sich gerade etwas zu essen an. Berechtigt knurrte er uns an:“ Wo kommt ihr denn her? Warum habt ihr denn nicht gewartet?“ Er erlaubte mir, noch Horst nach Hause zu bringen aber mit den scharfen Worten:“ In einer halben Stunde bist du wieder hier, dann laufen wir in Richtung Ohlau!“ Auf dem Weg zu Horst`s Bauerngut wurde mir der Ernst der Lage klar und ich ahnte, was nun auf mich zukam. Von der herannahenden Ostfront drang aus der Ferne Geschützdonner an mein Ohr. Es musste langsam auf Mitternacht zugehen, als ich bei Onkel Karl wieder eintraf. Er war schon bereit für den Fußmarsch nach Ohlau. Die Nacht war sehr kalt und der Vollmond wies uns den Weg. Die Kälte bewirkte, dass ich keine Müdigkeit verspürte. Dazu kam für mich der Drang: nur hier weg und hoffentlich zu den Eltern. Wir nahmen eine Abkürzung durch den Wald bis Grüntanne. Dann ging es auf der Straße noch 15 km weiter bis nach Ohlau. Wir beide waren ganz allein auf der Straße bei Kälte und Schnee. Kurz vor Ohlau belebte sich die Straße, es war in den frühen Morgenstunden. Im Bereich der Oderbrücke, die schon sehr belebt war, drückten sich mir Bilder ins Bewusstsein, die ich nie vergessen kann. Bei klarem Vollmondschein konnte ich erkennen, dass wahrscheinlich ein Krankenhaus evakuiert wurde. Menschen in ihren Betten schob, trug oder transportierte man irgendwie über die Oderbrücke. Onkel Karls Ortskenntnis und Lebenserfahrung verdanke ich, dass er erkundete, wo die Steindorfer Einwohner übernachtet hatten und wir dort tatsächlich unsere Angehörigen fanden. Alle Belastungen fielen von mir ab, ich hatte meine Eltern wieder. Doch nach der Freude des Wiedersehens kam die harte Wirklichkeit. Der Morgen nahte, der Marsch musste weitergehen. An Ausruhen, geschweige Schlafen war überhaupt nicht zu denken. Über die gesamte Situation und unser Befinden habe ich

verständlicherweise kaum noch klare Erinnerungen. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass ich mich beim Laufen am Wagen festhielt und wie ein Traumwandler hinterher getrottelt bin. Meine Eltern mussten mich immer wieder aufmuntern, sonst wäre ich im Straßengraben gelandet und wäre dort eingeschlafen – vielleicht für immer.

Unsere Gruppe im endlosen Treck bestand aus einem Pferd mit dem Wagen meines Onkels, dem Bruder meiner Mutter. Das Pferd kutschte meine Tante. Mein Onkel musste bei den Volkssturmmännern in Steindorf zurückbleiben. Mein Vater dagegen durfte bei uns bleiben, da er nur eine gebrauchsfähige Hand hatte.

Auf dem Pferdewagen waren hauptsächlich Futter für das Pferd, ein paar Habseligkeiten und unsere Oma mit ihrem jüngsten Enkel untergebracht. Mein Vater, meine Mutter und Tante Martha (Schwester meiner Mutter) schoben vollbeladene Fahrräder nebenher. So ging es die nächsten Tage im ständigen Vorwärts und Halt über flaches Land in Richtung Riesengebirge.

Die große Not begann im bergigen Gelände. Bergauf schaffte das Pferd es kaum, den Wagen hochzuziehen. Bergab rollte er zwar, konnte aber nicht gebremst werden, da man bei uns im Flachland keine Bremsen brauchte. Unter diesen Umständen ging es die nächsten Tage über Waldenburg nach Friedland, nahe der deutsch-tschechischen Grenze. Hier endete für uns und die übrigen Dorfbewohner am 26.01.1945 der qualvolle Fußmarsch.

In der Kleinstadt Friedland herrschte trotz der Kriegswirren ein gewisse Organisation. Wir erhielten im Innenstadtbereich in einer Privatunterkunft ein Zimmer. Meine Tante mit Pferd und Wagen sowie ihrem kleinen Sohn kam am Stadtrand unter, da dort auch Stallungen für das Pferd vorhanden waren.

Während der drei Wochen, die wir in Friedland verbrachten, traf auch Onkel Karl aus Steindorf bei uns ein. Er war nicht mehr in militärischen Diensten, sondern bei der OT (Organisation Todt) dienstverpflichtet worden. Seine Dienststelle war in Silberberg, nur wenige Kilometer von Friedland entfernt. Onkel Karl war ein Organisationstalent und sein Kommen daher ein besonders freudiges Ereignis. Er brachte einen großen Topf Pferdefett, das notwendige Mehl und alle Zutaten mit. Daraus entstand eine Riesenschüssel Pfannkuchen. Davon profitierten auch die Wirtsleute, die uns Unterkunft gewährten.

Soweit hatte unsere Familie alle Strapazen überstanden, nur das Pferd nicht. Es beendete sein Leben in Friedland. Nun musste jeder zusehen, wie er weiter kam. Meine Tante konnte sich mit ihrem 7-jährigen Sohn einer Familie aus der Nachbarschaft anschließen, die einen Pferdewagen besaß. Auch sie fuhren ins Ungewisse.

Onkel Karl konnte in Erfahrung bringen, dass ab Halbstadt Sonderzüge für Flüchtlinge eingesetzt werden. Am 20.02.1945 verließen meine Eltern mit mir, Tante Martha und unserer Oma Friedland. Unser ganzes Hab und Gut mussten wir per Fahrrad nach Halbstadt zum Bahnhof transportieren und dort auf den Sonderzug warten. In den späten Nachmittagstunden wurden einige Personen- und ein Gepäckwagen in den Bahnhof geschoben. In den Gepäckwagen kam das

Sperrgut, einschließlich unsere 3 Fahrräder. Mit dem Handgepäck und etwas Proviant suchten wir uns einen Platz in einem Personenwagen. Diesen fanden wir in einem dunklen Waggon auf engstem Raum. Wie lange sollten wir es so aushalten? Erst in den Abendstunden setzte sich unser Zug in Bewegung, aber nur aus dem Bahnhof hinaus auf ein Abstellgleis. Es mag wohl Nacht gewesen sein, als sich der Zug endlich in Bewegung setzte und in unbekannte Richtung fuhr. Es wurde fast ausschließlich nachts gefahren, tagsüber standen wir auf einem Nebengleis. Die Hauptstrecken wurden für militärische Zwecke benötigt. Außerdem mussten wir tagsüber fürchten, von Tieffliegern angegriffen zu werden. In diesem Rhythmus verbrachten wir 7 Tage und Nächte. Gab es auf einem großen Bahnhof einen Halt, dann bekamen wir vom Roten Kreuz ein warmes Getränk oder eine warme Suppe. Für alle Menschen war diese Fahrt eine große Strapaze. Verstehen kann das nur derjenige, der es erlebt hat.

Am 26.02. 1945 kamen wir in Tachau an. Hier kam die Oder – das hieß für uns Endstation. Das Gepäck wurde entladen, alles kam auch vollständig zurück, bis auf zwei gute Fahrräder, die hatte man uns gestohlen. Ein ganz altes Fahrrad war noch da.

Die Nacht verbrachten wir teils im überfüllten Wartesaal auf dem Bahnhof oder wir standen Wache bei unseren Gepäckstücken, die im Vorraum lagen. Noch waren die Nächte sehr kalt. Im Verlaufe des nächsten Tages kamen kleine LKW's und brachten mehrere Familien ins Ungewisse.

Das Schicksal brachte uns in das Bergstädtchen Pfraumberg. Hier kamen wir mit einigen anderen Familien in einem kleinen Saal unter. Es war warm und wir bekamen auch etwas zu essen.

Am 01.03.1945 brachte man uns in Privathäusern unter. Wir kamen in ein Haus direkt am Marktplatz. Der Raum war ein ehemaliger Laden. Der Zugang war die Ladentür zwischen zwei Schaufenstern. Hier waren gerade zwei Handwerker dabei, zwei Doppelstockbetten aus rohem Holz zu zimmern. Unsere Oma erhielt ein einzelnes Bett. Außerdem waren ein Tisch, ein paar Stühle und ein kleiner Herd im Raum vorhanden. Wir waren glücklich, wieder für uns allein zu sein und ordentlich schlafen zu können. Von unseren Wirtsleuten erhielten wir das nötige Küchengerät und aus dem Wald besorgten wir uns das Feuerholz.

Aber der Friede währte nur bis zu jenem denkwürdigen Tag:

Das war der 20.04.1945, ein sonniger Tag. In den Vormittagsstunden fuhr eine Kolonne Militärfahrzeuge durch den Ort. Plötzlich wurden diese von Tieffliegern angegriffen. Auch Privathäuser wurden getroffen. Da ein großer Teil der Häuser noch mit Holzschindeln gedeckt war, breiteten sich die Flammen rasend schnell aus. Wir erkannten beizeiten die Gefahr und packten in Windeseile unsere Habseligkeiten zusammen. Darin hatten wir schon Übung. Mit dem verbliebenen Fahrrad brachten wir alles auf's freie Feld. Nach einigen Stunden war der gesamte Stadtkern, einschließlich unserer Unterkunft und der Kirche, ein einziger Trümmerhaufen. Unsere Wirtsleute haben wir nicht wiedergesehen. Mit Sicherheit waren sie binnen weniger Minuten ärmer als wir.

Noch bevor es dunkel wurde und der Rauch erträglicher geworden war, gingen wir noch einmal zurück in die Stadt. Wie ein Wunder, die Räume, die wir bewohnt hatten, standen noch, obwohl das gesamte Umfeld verbrannt war. So konnten wir uns noch einige Küchengeräte herausholen. Als wir aber feststellten, dass die Etage über uns noch glühte und schwelte, haben wir schnell das Weite gesucht. Die folgende Nacht verbrachten wir bei unseren Habseligkeiten im Freien. Für Oma, Mutter und Tante hatten wir für die Nacht ein schuppenähnliches Gebilde gefunden. Da es nicht möglich war, in den noch unbeschädigten Häusern unterzukommen, wurden wir auf das nahegelegene Örtchen Molgau verwiesen. Dieser Ort bestand aus 4-5 Bergbauernhäusern und einer Schule. Dort wurde uns das Klassenzimmer zur Verfügung gestellt, da zur Zeit kein Unterricht stattfand. Die Lehrerfamilie Höpfel, sehr nette Menschen, unterstützten uns, wo sie nur konnten. Im Klassenzimmer gab es ja keine Kochgelegenheit und eine Einkaufsmöglichkeit im Ort gab es auch nicht. Unsere Oma bat uns, doch Brennesseln zu holen. Daraus zauberte sie ein „Spinatgericht“. Auch Höpfels waren überrascht, denn bis dahin hatten sie noch keine Brennesseln gegessen.

Der kleine Ort zwischen Bergen und Wald war umgeben von tiefstem Frieden. Doch der Frieden war trügerisch, denn nachts hörten wir den Geschützdonner, das Pfeifen der Granaten über uns und den Einschlag der Granaten. Die psychische Belastung wurde immer größer. Herr Höpfel riet uns, wenn nachts die Schießattacken einsetzten, den Keller aufzusuchen. Das taten wir dann auch. Eines Tages, als ich mit meinem Vater im Wald war, um Feuerholz zu holen, sahen wir auf der nahegelegenen Straße einen Panzerspähwagen mit fremdem Hoheitszeichen. Als wir ins Dorf zurückkamen, war da ein Trupp von 8-10 Personen deutschen Militärs, der sogenannte Wehrwolf, wie wir später erfuhren. Am folgenden Tag, es war der 01. Mai 1945, hörte man Schüsse, die immer näher kamen. Herr Höpfel empfahl im Haus zu bleiben. Als die Schüsse immer näher kamen, suchten wir den Keller auf. Es war auch höchste Zeit, denn die Schießerei wurde noch heftiger, immer größere Waffen wurden eingesetzt. Der kleine Ort Molgau war zum Austragungsort von Kämpfen einiger irrsinniger Militärs geworden, die an den Endsieg glaubten. Nach einer gewissen Zeit ließ die Schießerei nach. Plötzlich wurde die Kellertür aufgerissen und fremdländische Laute drangen an unser Ohr. Zitternd vor Angst schlichen wir mit erhobenen Händen die Kellertreppe hoch. Auf dem Dorfplatz kamen alle Bewohner des Ortes mit erhobene Händen zusammen. Auf die eine Seite wies man die Dorfbewohner und auf der anderen Seite standen die Überreste der deutschen Militärgruppe, ebenfalls mit erhobenen Händen. Unter ihnen war auch ein Schwerverletzter. Den Rest des Platzes füllten das amerikanische Militär und deren Fahrzeuge aus.

Es erging die Weisung, die Häuser aufzusuchen und nicht zu verlassen. In den Nachmittagsstunden hörte man erneut Schießerei. Am folgenden Tag kam die Anweisung, dass alle Männer des Ortes die gefallenen Soldaten zu suchen und zu bestatten hätten. Die nächsten Tage war es wieder ruhig im Ort. Von Herrn

Höpfel, der ein Radio besaß, erfuhren wir, dass der Krieg zu Ende sei. Es war der 08.05.1945.

Allmählich kam bei uns eine Aufbruchstimmung auf und die Hoffnung auf die Rückkehr in die Heimat. Es war nicht leicht, das schützende Dach zu verlassen und ins Ungewisse zu gehen. Bestärkt zum Aufbruch wurden wir dadurch, dass wir erfuhren, dass die Grenze zwischen Tschechien und Bayern geschlossen werden sollte. Bis zur Grenze waren es nur ca. 20 km.

Am 23.05.1945, an einem sonnigen Tag, brachen wir schließlich auf. Das uns verbliebene Fahrrad wurde vollgepackt und die Karawane zog los. Jeder von uns, außer unsere Oma, musste tragen, so viel er konnte. So trotteten wir los ins Ungewisse. Nach 2-3 km in Richtung Grenze luden wir alles ab, Oma und Tante blieben beim Gepäck. Vater, Mutter und ich gingen zurück und holten die nächste Fuhre. So bewegten wir uns weiter bis zum entsprechenden Grenzzort. Als wir schließlich dort angekommen waren, mussten wir feststellen, dass die Grenze bereits geschlossen war.

Wir liefen zu einer nahegelegenen Feldscheune. Dort hatten schon vor uns einige Leidensgenossen Unterschlupf gefunden. Nun kam wieder das bange Warten. Niemand wusste, wie es weitergehen sollte. Nach zwei Tagen kam schließlich die Kunde, dass die Grenze wieder geöffnet sei.

In den frühen Vormittagsstunden geschah für uns ein Wunder: zu unserer Feldscheune kam ein Bauer mit seinem Kuhwagen. Alle seine „Hotelgäste“ durften ihre Habseligkeiten auf den Wagen laden. So bekam er seine Scheune wieder leer. Er kutschte uns in die ca. ... km entfernte Schlange von Fahrzeugen, die uns weitertransportieren sollte. Nun ging es Stop-and-go der Grenze entgegen. Nach eingehender Gesichts- und Ausweiskontrolle durften wir am 26.05.1945 bei Eisendorf die tschechisch – bayrische Grenze überschreiten. Im Kuhtempo ging es bis zum nächsten Ort. In der Dorfmitte wurde angehalten und entladen. Wie nun weiter?

Es dauerte nicht lange, da kamen bereits die nächsten Kuhwagen aus dem jeweiligen Ort und transportierten uns weiter. So wurden wir von Ort zu Ort weitergereicht, weil man uns nirgends haben wollte. Für die Übernachtung fand sich immer eine Scheune, und der jeweilige Bauer stellte uns auch das notwendige Essen zur Verfügung. So kamen wir mit Fuhrwerken von Eslam, Mosbach, Vohnenstrauß, Windischeschenbach, Neukößlam, Haselbrunn mit ständigem Auf- und Abladen nach Pullenreuth. Hier gab es eine neue Order, die besagte, dass uns die Bauern nicht mehr transportieren dürften. Es war schon Mitte Mai und die Feldbestellung hatte Vorrang. Wir campierten einige Tage im letztgenannten Ort in einer Scheune. Unser Bestreben bestand darin, zurück in unsere Heimat zu gelangen.

Wir versuchten, den nächsten Bahnhof zu erreichen, um schneller in Richtung Osten zu gelangen. Wir hatten das große Glück, in dem Bauern, bei dem wir übernachteten, einen Menschen gefunden zu haben, der unsere Situation verstand. Er bot uns an, das nicht unbedingt benötigte Gepäck bei ihm einzulagern, mit der Gewähr, es sicher für uns aufzubewahren.

Der Leser wird sich fragen, was wohl daraus geworden ist ?!

Als wir später einigermaßen sesshaft geworden waren und die politische Lage sich ein wenig beruhigt hatte, haben wir einen Teil des Gepäcks aus Pullenreuth abgeholt. Der Rest kam von dieser ehrenwerten Familie per Post in unsere Hände. Doch bis dahin sollte noch einige Zeit vergehen.

Am 06.06.1945 zogen wir wie die Zigeuner mit dem notwendigsten Hab und Gut beladen zum Ort Neusorg und fuhren mit dem nächstmöglichen Zug nach Bayreuth. Außer uns hatten noch viele andere Vertriebene das gleiche Bestreben. Das sah man an den Menschenmengen, die sich in Bayreuth eingefunden hatten. Auf Grund der vielen Menschen setzte die Bahn einen Zug ein, bestehend aus hochbordigen Güterwaggons. Jeder suchte sich einen günstigen Platz. Am 07.06.1945 wurden die Waggontüren geschlossen und der Zug setzte sich in Bewegung in Richtung Osten. Durch die hohen Bordwände der Waggons konnten wir von der Landschaft und der eigentlichen Fahrtrichtung nichts mitbekommen. Zum Glück war das Wetter schön und am Sonnenstand konnten wir erkennen, dass der Zug in unsere gewünschte Richtung fuhr. Die Fahrt verlief in dieser Art mit ständigem Halt und erneuter Fahrt bis zum 09.06.1945, also 3 Tage und Nächte bis nach Zeitz.

Probleme gab es auf dieser Fahrt im Zusammenhang mit Räubereien fremdländischer Gruppen. Es gab weder zu essen noch zu trinken. Über die menschlichen Bedürfnisse der Frauen und älterer Menschen muss man wohl nicht genauer berichten. Für mich als 14jährigen Jungen war es nicht das große Problem, denn wenn der Zug hielt – und das tat er oft und lange -, kletterte ich über die Bordwand und verschwand in die Büsche.

Ab Zeitz fuhren wir noch am gleichen Tag mit einem Personenzug weiter bis nach Leipzig zum Hauptbahnhof. Alle Flüchtlinge wurden angewiesen, sich beim Einwohnermeldeamt registrieren zu lassen. Dort erhielten wir die Einweisung in die 15. Volksschule Wismannstraße in ein sogenanntes Auffanglager. In diesem Auffanglager mussten wir uns ein Klassenzimmer mit vielen anderen Familien teilen, doch wir hatten vorerst wieder ein Dach über dem Kopf. Die Verpflegung, die wir bekamen, war sehr dürftig, aber regelmäßig. Ein neuer Tatbestand brachte uns neue Sorgen und Verwirrung. Durch Parolen brachten wir in Erfahrung (Radio oder Zeitung gab es nicht), dass uns der Weg in Richtung Heimat abgeschnitten war, denn die Demarkationslinie bei Eilenburg, die durch die Mulde gebildet wurde, verhinderte unsere Rückkehr. In Leipzig befanden wir uns im amerikanisch besetzten Gebiet und hinter der Mulde war der russisch besetzte Teil.

So mussten wir uns fügen und die Zeit verging im Einerlei des Dahinvegetierens. Es gab aber auch ein freudiges Ereignis, das ich hier noch erwähnen möchte:

Ich stromerte durch Leipzig, als mich ein amerikanischer LKW überholte. Dieser verlor ganz in meiner Nähe einen gefüllten Papiersack. Als er auf der Straße aufprallte, zerriss der Sack und gab seinen Inhalt preis. Gebäckstücke mit Zuckerguss, die sogenannten „Amerikaner“ ließen mein Herz höher schlagen.

Die wenigen Menschen, die in der Nähe waren, und natürlich auch ich stürzten uns auf diese Rarität. Ich hatte Hemd und Hosentaschen vollgestopft und im Handumdrehen war auf der Straße von der Köstlichkeit nichts mehr zu sehen. In der Folgezeit verbreitete sich eine neue Hiobsbotschaft. Diese besagte, dass die Amis abziehen und die Russen die Besatzung übernehmen würden. So geschah es dann auch.

An den Tagen, als der Wechsel vollzogen wurde, wurde eine Ausgangssperre verhängt. Durch die Fenster konnten wir den Abzug der Amerikaner verfolgen. LKW's und Mannschaftswagen donnerten durch die Straßen. Danach rückten die Russen mit Banjewagen und Ziehharmonika ein.

Nach Aufhebung der Ausgangssperre gingen wir ängstlich durch die Stadt, doch die Russen bekamen wir nicht mehr zu sehen. Allmählich normalisierte sich das Leben in der Stadt wieder.

Nun musste auch unsere Schule geräumt werden. Wir wurden in die Annenschule in der Annenstraße verlegt. Das war ein wesentlich größeres Objekt. Dafür waren es auch wesentlich mehr Menschen, und wir waren noch enger zusammengepfercht. Die Verpflegung war so gering, dass man nach dem Essen genauso hungrig war wie vorher. In diesen Wochen habe ich das Wort „Hunger“

kennen gelernt. Vorher war es nur immer Appetit.

Die hygienischen Probleme brauche ich wohl nicht näher zu beschreiben. Als denkender Mensch kann sich sicher jeder vorstellen, was sich dort abgespielt hat. Für mich selbst war es nicht das Problem. Ich lief über den Schulhof bis an die Einfriedungsmauer. Dahinter befand sich Bahngelände mit hohem Wildwuchs, das mir als Toilette diente.

Das Ergebnis dieser Misere war, dass sich Ungeziefer einnistete. Läuse und Wanzen waren die neuen Mitbewohner. Die im Objekt befindlichen Menschen waren zum überwiegenden Teil Frauen mit Kindern und alten Leuten.

Geschwächt durch die Flucht und die ganzen Umstände lag die Sterblichkeitsrate entsprechend hoch. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ein zweirädriger Karren fast täglich auf dem Schulhof stand, um wieder jemanden abzutransportieren.

So verging der Sommer und der Herbst kündigte sich an. Untätig waren wir in dieser Zeit nicht. Wir versuchten, Kartoffeln zu stoppeln, um die größte Not zu lindern. Das ging so vor sich:

Rund um das Feld war es schwarz von Leuten, die darauf warteten, dass das Feld freigegeben wurde. War es dann soweit, stürzte sich alles auf das abgeerntete Kartoffelfeld. Auch wir versuchten unser Glück, um etwas zu finden. Da wir keine Hacke besaßen, mussten wir mit bloßen Händen in der Erde wühlen. Das Ergebnis war dürftig. Als wir unsere ersten Erfahrungen gesammelt hatten, fuhr ich mit meiner Mutter mit der Straßenbahn bis zur Endstation. Ich war verwundert, dass meine Mutter ihren Sommermantel trug. Am Siedlungsrand ging sie in ein Gehöft und bat dort, ihr eine Hacke auszuleihen. Als Pfand ließ sie ihren Sommermantel dort. Mit der Hacke in der

Hand ging es dann hoffnungsvoll zu Werke. Die Ausbeute der Mühsal war eine Hosentasche voll nussgroßer Kartoffeln.

So verging der September. Gegen Ende des Monats hieß es dann, am 27.09.1945 müsse die Schule geräumt werden. Die Sachen wurden gepackt und im Laufe des Tages wurden wir per LKW zum Bahnhof gebracht. Dort setzte man einen Sonderzug ein, der uns in Richtung IRGENDWO transportierte.

Es war schon dunkel –die Tage wurden ja kürzer- als wir auf einem Bahnhof in ländlicher Gegend mitgeteilt bekamen: „ Alles aussteigen, der Zug endet hier!“ Das Namensschild auf dem Bahnhof trug den Namen „Mücheln“. Von hier wurden wir auf einem LKW bis zu einem Barackenlager transportiert.

Nun wieder das gleiche Spiel: Sachen abladen und in einer der Räumlichkeiten einen Platz sichern. Danach war Essenempfang angesagt. Nach Monaten ständigen Hungergefühls konnten wir uns an der angebotenen dicken Erbsensuppe endlich einmal wieder sattessen. Es gab sogar Nachschlag! Am darauffolgenden Tag wurde die Umgebung neugierig inspiziert. Das Barackenlager befand sich an einer riesigen Grube, die einer Mondlandschaft ähnelte. An den folgenden Tagen war Entlassung angesagt.

Am 30. September 1945 wurde bekanntgegeben, dass am 01.10.1945 die Sachen zu packen sind. In den Vormittagsstunden des 01.10. kam ein Bulldog mit Hänger, der mit mehreren Familien und deren Gepäck vollgepackt wurde und wieder ging die Fahrt ins Ungewisse. Nach entsprechend langer Fahrtzeit kamen wir in eine landschaftlich reizvolle Gegend. Es war ein wunderschöner Anblick, als wir von Wennungen kommend in Richtung Tröbsdorf fuhren und über der Unstrut das wunderschöne Schloss erblickten. Unsere Fahrt, ich glaube, Herr Braune war der Fahrer des Treckers, endete vor der Gaststätte in Burgscheidungen.

Unsere Habseligkeiten wurden wieder abgeladen und in den Saal transportiert. Mit uns auf dieser Fahrt kamen auch Frau Karl mit ihren Kindern Wolfgang und Helga und wahrscheinlich auch die Familien Mehlhose und Tilgner in Burgscheidungen an. Es gab wieder Erbsensuppe zum Sattessen.

Die Nacht verbrachten wir im Saal von Burgscheidungen. Am nächsten Tag bekamen die einzelnen Familien Räumlichkeiten zugewiesen. Wir bezogen im Laufe des Tages im ehemaligen Haus Berg eine Dachkammer. Diese armselige Dachkammer war nach einem dreiviertel Jahr Heimatlosigkeit unsere Glückseligkeit. Endlich wieder allein!!! Tante Martha kam mit unserer Oma in der „Alten Kaserne“ unter. Damit endete unsere Odyssee im Jahr 1945.

Die folgenden Tage verbrachten wir mit der Beschaffung oder besser gesagt mit dem Erbetteln notwendiger Einrichtungsgegenstände. Dankenswerterweise hat uns dabei Familie Berg unterstützt. Die Einrichtung bestand aus: zwei Betten, wie ich sie noch aus dem Schlafzimmer meiner Großeltern kannte, einem Eisenbett, einem wackligen Tisch mit drei ebensolchen Stühlen, einem Waschständer mit Kanne und Schüssel und einem kleinen Kleiderschrank, der aus Platzgründen unter dem Dach auf dem Flur stand. Das größte Problem war ein Ofen, der zum Wärmen und zum Kochen dienen sollte. Wir kamen dann zu

einem sogenannten Kanonenöfchen, dessen Rauchrohr durch die Zimmerwand und durch die Dachziegel nach außen geführt wurde.

Die Folgezeit wurde genutzt, um das notwendige Brennholz zu beschaffen. Über den „Buschfunk“ wurde bekannt, dass der Kartoffelacker gleich hinter dem Dorf gepflügt werden sollte. Wir durften hinter dem Pflug die ausgepflügten Kartoffeln auslesen. Somit konnten wir uns für den kommenden Winter mit Kartoffelvorräten versorgen.

Nachdem wir die Umgebung erkundet hatten und feststellten, dass in den Wäldern viele Birken wuchsen, kam mein Vater auf den Gedanken, aus dem Birkenreisig Besen herzustellen. Die notwendige Weide zum Binden wuchs an der Unstrut. So startete unser erstes Unternehmen. Da mein Vater nur eine gebrauchsfähige Hand hatte, brachte er mir die Technik bei. Nach kurzer Übung begann die Serienproduktion. Auch meine Mutter half dabei mit. Der Absatz erfolgte über meine Eltern, die mit den Besen hausieren gingen und glücklich waren, wenn sie dafür ein paar Lebensmittel in Form von Eiern, Butter, Speck, Brot oder Wurst bekamen.

Ganz allmählich kam der Gedanke auf, dass diese armselige Behausung unser neues Zuhause sein musste. Die Hoffnung, bald wieder in unsere angestammte Heimat zurückzukehren, entschwand immer mehr. Das bedrückte mich als 15jähriger sehr stark und ich begriff als Erwachsener erst, wie es wohl meinen Eltern ergangen sein muss.

Die Zeit verging, das Weihnachtsfest rückte heran. Es war das traurigste Weihnachtsfest, das ich je erlebt habe.

Anfang des Jahres kam ein Hoffnungsschimmer in unser Dasein. Mein Vater hatte in Erfahrung gebracht –wahrscheinlich durch einen Hinweis der Familie Berg- ,dass es in Burgscheidungen eine Tischlerei gibt und der Meister, Herr Kramer, aus der Gefangenschaft wieder nach Hause gekommen sei. Der Umsicht meiner Eltern ist es zu verdanken, dass sie alle wichtigen Dokumente, auch meinen Lehrvertrag von Breslau, mitgenommen hatten. Wir bemühten uns um eine Lehrstelle und waren erfolgreich. Am 01.02.1946 konnte ich meine Lehrausbildung fortsetzen. Ein Lehrvertrag wurde abgeschlossen und die absolvierte Lehre von Breslau wurde darin berücksichtigt. Tischler zu werden war nicht mein ursprünglicher Berufswunsch, aber ich konnte meine Lehre fortsetzen und das war für uns alle sehr wichtig. Im April 1948 legte ich meine Gesellenprüfung als Bau- und Möbeltischler erfolgreich ab. Damit hatte sich für mich und meine Eltern ein Traum erfüllt. Mein Beruf bedeutete für uns alle Hoffnung für unser zukünftiges Leben.



Hinter dem oberen Giebelfenster begann unser neues Zuhause in Burgscheidungen.



1974 besuchte ich mit meiner Familie (Frau Gisela und den Töchtern Silvia und Bettina) unser altes Zuhause in Steindorf (hier auch der neue Hausherr mit Familie)

Werner Babin erlebt als Fünfzehnjähriger die Flucht



Meine Konfirmation – kurz darauf begann meine Lehre in Breslau





Unsere Familie im Elternhaus in Steindorf (1940)

vom 20. bis 25. Januar von
 Steindorf nach Jülich und umgekehrt
 Vom 26. Januar bis 19. Februar
 im Feldlager im Pommerschen
 Am 20. Februar von Hüllfeld
 über Kammegates, Lüttenberg,
 Kuppberg, Lütz, Zimmern,
 Kückwitz, Kückwitz, Kückwitz,
 Kückwitz, Lütz, Lütz, Lütz,
 Kückwitz (26.2.45.) Am 27. mit
 dem Hülfsorgan nach Kückwitz
 am 13.4. da die
 Kückwitz, Kückwitz, Kückwitz,
 Kückwitz, Kückwitz, Kückwitz,

vom 20. bis 25. Januar von
 Steindorf nach Jülich und umgekehrt
 Vom 26. Januar bis 19. Februar
 im Feldlager im Pommerschen
 Am 20. Februar von Hüllfeld
 über Kammegates, Lüttenberg,
 Kuppberg, Lütz, Zimmern,
 Kückwitz, Kückwitz, Kückwitz,
 Kückwitz, Lütz, Lütz, Lütz,
 Kückwitz (26.2.45.) Am 27. mit
 dem Hülfsorgan nach Kückwitz
 am 13.4. da die
 Kückwitz, Kückwitz, Kückwitz,
 Kückwitz, Kückwitz, Kückwitz,

Durch meine Tagebuchaufzeichnungen sind genaue Angaben möglich gewesen